Nr. 28.

Deutsches Bürgerblatt.

Siegen, 4. April 1845.

Uebersicht.

Die Sprache.
Zur Unterhaltung: Baltische Schildereien. Von Ao. Bs. 2. Schloß Dondangen. (Schluß.) — Land und Leute der britischen Inseln. (Fortsetzung.) 20. Die englische Kolonialpresse. — Mannigfaltiges. Bekanntmachungen und Anzeigen. Wechsel- und Geld-Course.

†Die Sprache

Siegen, den 3. April.

ist der Ausdruck der Vernunft. Durch die Sprache zeigt der Mensch das unendliche Verlangen an, sein geistiges Bild, seine Vorstellung und Vollkommenheit zu fassen und auszudrücken. Nur wo die Empfindung lebendig wird, schwillt dem Menschen die Brust und er bricht in Laute aus, in denen sein ganzes Selbst wiedertönt. Die Worte sind des Menschen innere Gestalt. So theuer und verehrungswerth waren sie von jeher dem Weisen, und so schändlich ist der Mensch, der sie verdrehen und entehren kann. Je ärmer ein Volk an Geist, an innerer Lebenskraft und Stärke ist, desto weniger bilden sich bei ihm Begriffe, und mit solchen die Sprache. Dürftig und schwertönend sind ihre Worte, leer an äußerem Wiederhall der Seele. Wo wir aber ein glückliches, freies, gebildetes Volk finden, da finden wir auch eine reiche Sprache, volle und geschmeidige Töne. Je mehr ein Volk an Bildung gewonnen, desto allgemeiner und zugleich im Einzelnen bestimmter ist seine Sprache geworden.

Was aber die Bildsamkeit, die Mannigfaltigkeit der Formen, der Töne und Farben betrifft, so steht unsere Muttersprache keiner andern nach, übertrifft aber die meisten; sie ist eine ursprüngliche, aus dem eigenen Volksgeiste entsprossene, nicht fremdgeborene und auf einen fremden Stamm gepfropfte Sprache, sie ist seit Jahrhunderten das edle Werkzeug großer Dichter gewesen, nicht erst seit gestern und vorgestern in den Kreis der Bildung gezogen. Wenn schon darum ihrer eigenen Tugend wegen die Muttersprache jedem Deutschen werth sein muß, so muß sie um so mehr als kostbarer Besitz geschätzt werden, da Volkssprache und Volksleben im innigsten Zusammenhange stehen. Da, wo die Volkssprache untergraben wird, wird auch der Volksgeist ertödtet, und ein Volk, dem man seine Sprache genommen, welches in einer andern Zunge zu reden und zu denken sich gewöhnt hat, das hat bereits aufgehört, ein selbständiges Geschlecht zu sein, es ist in seinem Kern von seinem Besieger überwunden. Von je ist es daher das Bemühen schlauer Eroberer gewesen, dem angegriffenen Volke ihre Sprache aufzudringen, und die Versuche der Russen sowohl, wie der Dänen, in unsern Tagen die deutsche Sprache aus den ihren Reichen einverleibten Gebieten zu verdrängen, stellen sich nur als Nachahmungen früherer und glücklicher Bestrebungen heraus. Keine Sprache ist aber der Muttersprache verderblicher gewesen und keine hat sich ihr so oft und mit so gutem Erfolge aufgezwängt, als die französische Sprache. Als die Nachäffung französischer Sprache im siebenzehnten Jahrhundert im Vaterland überhand nahm, war Deutschland im tiefsten Verfall. Aber es war nicht besiegt, so lange es seine Sprache behielt.

Im Jahre 1794 wurden im Konvent Maßregeln beschlossen, die französische Sprache in den eroberten Gebieten herrschend zu machen, und um dieselbe Zeit predigte ein Mitglied des Konvents im Münster zu Straßburg: Innerhalb drei Tagen muß ganz Straßburg französisch sprechen und kein barbarisches Wort mehr gehört werden. So schmerzlich solche Thatsachen für den Vaterlandsfreund sind, um viel betrübender ist jedoch das eigene Entgegenkommen der Deutschen, der Eifer, mit dem sie sich so vielfach angestrengt haben und noch anstrengen, ihre Muttersprache theils im Gedankenaustausch untereinander gegen die fremde aufzugeben, theils sie im gewöhnlichen Verkehr und in der Schrift durch Entlehnungen aus jener zu verderben. Die glatte Sprache Frankreichs, welche Denen, die sie mit Fertigkeit gebrauchen, Witz zu leihen scheint, hat schon früh die Herzen und Ohren der deutschen Gesellschaft bestrickt und gegen die Kraft und Herrlichkeit der Muttersprache gleichgültig gemacht. Denn für das Leben der Höfe, ihren kalten und doch gefälligen Verkehr ist keine Sprache besser geeignet, als die französische. Ihr Reichthum an zierlichen und nichtssagenden Wendungen, an artigen Zweideutigkeiten, an Wortspielen, macht sie zu dem bequemsten Werkzeuge, um ein leeres Gespräch mit dem Scheine inneren Lebens und nicht ohne Ergötzung fortzuspinnen. Geschmückt mit den Farben der Schmeichelei und oberflächlicher Anmuth, berührt sie mit ihren flatternden Tönen jeden Gegenstand so leicht, daß ihr Schwalbenflug über den glatten See der Unterhaltung streift, ohne eine dauernde Spur oder überhaupt irgend etwas Anderes, als den Eindruck eines vorübergehenden Schimmers zurückzulassen. So scheint sie recht eigentlich der flachen Unterhaltung geeignet, und wurde daher von den Höfen aus in den Häusern beliebt, wo man sowohl das tiefere Nachdenken scheute, als den vaterländischen Gefühlen entfremdet war. Aber durch diesen Mißbrauch der Sprache bahnte sich auch der Weg der französischen Sitte und damit der Gewaltherrschaft; das französisch sprechende Volk war schon

halb besiegt, ehe das Schwert es überwand; es hatte in seiner Sprache sich selbst gering zu schätzen und aufzugeben gelernt; die Sprache war der Herold gewesen, welchen der Fremdling vorausgesendet hatte, ihm den Thron zu bereiten.

Bei dem kräftig erwachten Volksgeiste hätte man daher schon längst mehr darauf Bedacht nehmen sollen, von den Schlacken, welche sich in die Muttersprache eingeschlichen haben, sie zu reinigen. Zwar macht die Eitelkeit, die französische Sprache mitten in Deutschland zu wecken, sich weniger breit, und das Wort, welches einst Göthe sprach, ist wohl beherziget worden: „Soll ich französisch sprechen, eine fremde Sprache, in der man immer albern erscheint, man mag sich stellen, wie man will, weil man immer nur das Gemeine, nur die groben Züge, und noch dazu stotternd und stockend ausdrücken kann? Denn was unterscheidet den Dummkopf vom geistreichen Menschen, als daß dieser das Zarte, Gehörige der Gegenwart lebhaft und eigenthümlich ergreift und mit Leichtigkeit ausdrückt, als daß jener, gerade wie wir es in einer fremden Sprache thun, sich mit schon gestempelten, hergebrachten Phrasen bei jeder Gelegenheit behelfen muß?" Aber die Sucht, fremde Wörter zu gebrauchen, ist verbreitet genug, ja verbreiteter, als früher. Und wenn es uns auch nicht in den Sinn kommt, die wissenschaftlichen Ausdrücke ummodeln zu wollen, welche einmal alle gebildeten Völker mit einander gemein haben und deren Gebrauch für die Wissenschaft vortheilhafter ist, als ihre Abschaffung in irgend einer Weise nutzen würde, so ist es doch ein Zeichen der Verkennung der Würde unserer Sprache, auch in die Redeweise des gesellschaftlichen Lebens das fremde Erzeugniß einzuschmuggeln. Wie die deutsche Sprache Bezeichnungen für die tiefsten Gedanken besitzt, so erregt es ein Mißtrauen gegen die tiefere Bildung Derjenigen, welche sich vielfach fremder Wörter bedienen, und es bestätigt freilich die Erfahrung die Ansicht, daß die Halbbildung den Schatz der reichen Muttersprache nicht zu heben versteht. Wo die Begriffe schwanken oder fehlen, wählt man am liebsten ein fremdes Wort, bei dem sich Mancherlei oder Nichts denken läßt. Wie oft finden wir das, wenn wir die Werke einiger beliebter Tagesschriftsteller lesen, wie des Fürsten Pückler, der Gräfin Hahn-Hahn u. A.

Wir wollen nicht behaupten, daß die Fremdwörtersucht einen Mangel an Vaterlandsliebe bekunde; sie ist meistens nur ein Zeichen der Bequemlichkeit oder der Unwissenheit. Die Würde der Muttersprache aber erheischt es, daß Jeder sich jener immer mehr zu entledigen suche und in seinem engsten Kreise die Liebe für die heimische Sprache anzufachen bemüht sei. Auf diese Weise nur, wenn Jeder mitwirkt, kann es dahin kommen, daß wir uns immer des Reichthums unserer Sprache, sowie der Tiefe des deutschen Geistes bewußt werden. Als ein kleines empfehlenswerthes Wörterbuch wollen wir hier noch die unter dem Titel „Die Fremdwörtersucht in der deutschen Sprache" in diesen Tagen in Leipzig erschienene Schrift nennen; in einer eindringlichen Vorrede theilt sie einige nicht übertriebene Proben der bei uns herrschenden Sprachmengerei mit, die ergötzlich sein würden, wenn der Gegenstand nicht zu ernst wäre, und enthält in ihrem Haupttheile S. 31 bis S. 124 eine Menge der besten und kürzesten deutschen Bezeichnungen für die fremden, namentlich französischen Wörter.

Zur Unterhaltung.

Baltische Schildereien.

Von Ao. Bs.

(Aus den Grenzboten.)

(Schluß.)

III.

Schloß Dondangen.

Auf einer Anhöhe liegt Dondangen, rings eingeschlossen von weiherartigen Wassern, den ehemaligen Ringgräben. Und nur über Brücken, ehemals Zugbrücken, gelangt man zum tiefgewölbten Thore des Schlosses. Laut schallten die Hufe der Pferde, als wir hindurchritten und hineinkamen in den innern Hof, von wo eine freie Treppe, und nur diese, hinaufführt nach der ringsum vor den Zimmereingängen hinlaufenden überdeckten Gallerie. Noch aus alter Zeit hängen von deren Dache farbige, in Holz geschnitzte Blumenguirlanden zur Balustrade herab. Und wie bei uns in vergangenen Zeiten, trat oben der Schloßherr mit den Seinen, uns bewillkommnend, aus der Thür. Aber in Kurland gehört solche freudige Gastlichkeit nicht der Vergangenheit an. Mit mancher guten und mancher schlechten Gewohnheit ritterlicher Jahrhunderte ist auch sie auf die Gegenwart gekommen. Darin ist der kurische Adel ein echter Nachkomme der alten Schwertritterschaft.

Das Schloß ist im Innern allerdings zum größten Theile modernisirt. Aber die ganze Einrichtung des Baues deutet auf langverflossene Jahrhunderte hin. Und manche Ausschmückung der Gemächer, manche Reliquie des Mittelalters wurde auch für die Gegenwart erhalten. Unter den Zimmern, welche für den heutigen Brauch bestimmt sind, ist z. B. eines merkwürdig genug, in dem sich Deckengemälde, biblische Geschichte darstellend und vielfach mit alten, zum Theil jetzt verschollenen Wappen geschmückt, wohl erhalten dem Blicke darstellen. — Wenn man aber aus dem bewohnten Flügel des Schlosses hinübergeht nach jener Seite, aus welcher der Thurm emporsteigt, so gelangt man dicht an dessen Wendeltreppe an eine kleine niedere Thür. Diese führt in eine jetzt unbenutzte Kirche. Prächtige Bildhauerarbeit und vielfache Malereien ziehen sich an den Wänden hin und blendende Vergoldung drängt sich aus dem Schutte des Verfalles an und über dem Altar noch hervor. Dort stehen auch in den Mauern die Bildnisse mancher alten Herren des Schlosses,